Erstes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leser schon früher erfahren, was Langeweile ist? Es sollte uns freuen, wenn dem so wäre, aber außerordentlich schmerzen, wenn er die Bekanntschaft dieses fünften Elements, wie jemand die Langeweile genannt, erst durch uns machen sollte. Wenn aber auch der geneigte Leser weiß, was Langeweile ist, so hat er sich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieselbe gründlich zu studiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine stille und sinnige Langeweile nach großen Diners zum Beispiel, die uns wohlthut und angenehm zur Siesta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwischen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müssen — wir haben eine beängstigende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in seinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links, und dann wieder von links nach rechts mit unseren Schritten messen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichsten Symptomen auftritt und sich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem steigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns eine dicke, gemüthliche, bekannte Dame verursacht, welcher wir auf der Straße begegnen, die uns aufhält, und mit ihrem fetten, strahlenden Gesichte anlächelt, gerade an der Ecke, wo wenige Schritte vor uns die unbekannte Dame verschwand, der wir durch die halbe Stadt folgten. — Da stehen wir, angefesselt voll Kummer und Wuth. — Es gibt eine sanfte Langeweile, wenn du in der Ecke des Wagens lehnst, halb schlummernd in den weichen Kissen, eine Langeweile, die mit leichten Fäden hinübergreift in das Reich der Träume, eine süße Langeweile, eine Langeweile, welche so geneigt ist, dir schöne Bilder längst entschwundener Tage lebendig vor die Seele zu zaubern. — Es gibt eine einfache, zweifache, dreifache und vielfache Langeweile. Du kannst dich mit einem Dutzend langweiliger Gesellen auf's Gründlichste langweilen. Du kannst dich zu Dreien langweilen, aber außerordentlich kannst du dich zu Zweien langweilen, und eine solche Langeweile zu Zweien kann unter Umständen die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrecklichste werden. — Jemand, der es wissen konnte, hat mir gesagt, es sei das Schrecklichste, wenn ein verliebtes Paar schon vor der Hochzeit anfange, sich gegenseitig zu langweilen; wenn er vom Wetter spricht, und sie das gewisse spitze Maul macht, wobei sich die Nase bedeutend aufbläht und wodurch man das Gähnen zu verbergen sucht.

Wenn wir uns aber auch erlaubt haben, die vorliegende Geschichte mit Langeweile oder langweilig zu beginnen, so sei es doch fern von uns, gleich das erste Kapitel gerade mit der schrecklichsten Species dieser langsam tödtenden Macht, einem langweiligen Liebespaare — ein solches mag vielleicht später wohl noch vorkommen, — anzufangen. Da sich aber ein Erzähler der Wahrheit befleißigen soll, und da er die traurige Nothwendigkeit einsieht, daß die Geschichte, die er schreiben will, der Situation gemäß langweilig anfangen muß, so kann er nichts thun, als mit traurigem Herzen eben langweilig zu beginnen.

Ja, geneigter Leser, es ist das sehr traurig für einen gewissenhaften Erzähler, denn du hast keine Idee davon, wie wohl es einem Schriftstellergemüth thut, wenn er selbst so — mit gezogenem Säbel, auf courbettirendem Roß, mit flatternder Feder und spritzender Dinte sein Geschäft vor das Publikum führen und sagen kann: Hier sind wir beide, die Geschichte und ich!

„Es war," so könnten wir alsdann vielleicht anfangen, „an einem trüben Sommerabend, der Himmel, der eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

helle Nacht versprach, hatte sich mit grauen Schleiern überzogen; es wetterleuchtete nicht nur fern am Horizonte, sondern auch auf dem Gesichte des jungen Freiherrn Kalb von Kalbsfell, der u. s. w. u. s. w." — Stand er nun am Fenster seines Schlosses oder lehnte er an einer dicken Buche, wir wissen, daß es auf seinem Gesichte ebenfalls wetterleuchtete, und daß seine schöne Physiognomie der Beweglichkeit fähig und auch im Stande war, fremde Eindrücke wiederzuspiegeln.

Wohlthuend ist es auch, wenn es uns erlaubt ist, sagen zu dürfen: „Dem Morgen entgegen, der sich rosig ausbreitete über Berg und Thal, rollte ein eleganter Reisewagen, und der junge, schöne, blondgelockte Mann in demselben blies die Wolken seiner ächten Havanna mit einem unendlichen Behagen vor sich hin, die grauen kräuselnden Wolken, die höher und höher aufsteigend jetzt vom ersten Strahl der Sonne getroffen und vergoldet wurden."

„Kreuz Tausend Schock Millionen Donnerwetter!" rief der Lieutenant von Sperberbach, als er Morgens in der Frühe erwachte und zu seinem großen Schrecken entdeckte, daß er den Ausmarsch des Regiments verschlafen. — Das ist auch ein schöner Anfang.

Nicht minder:

„Mama," sprach Louise.

„Mein Kind?" meinte die Mutter.

„Ich sah ihn wieder nicht im Theater."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mutter unterdrückte einen leichten Seufzer.

„Auch nicht auf der Promenade."

„Du hast nicht recht gesehen."

„Die Blicke der Liebe sind scharf, Mama."

„Gott weiß es, mein armes Kind."

„Auch ritt er nicht vorbei."

„Gute Louise!"

„O, meine Mutter!"

Dann seufzten Beide aus tiefem Herzen und das Zimmer wäre mit einer unheimlichen Stille erfüllt gewesen, hätten sich nicht in diesem Augenblicke vor dem Hause die Töne einer Straßenorgel vernehmen lassen, kräftig laut und feierlich:

Noch ist Polen nicht verloren. — — — —

Ein zweifacher Trost für das wunde Gemüth von Mutter und Tochter."

— — Das alles, wenigstens etwas Aehnliches, geneigter Leser, hätten wir zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte auch sagen können. Aber es sei ferne von uns, dich auf solche Art bestechen zu wollen und unpassend zu beginnen.

Wir führen dich der Wahrheit gemäß in ein großes, elegantes Gemach, man könnte es einen kleinen Saal nennen, reich dekorirt, reich möblirt. Die Wände sind mit hellen glänzenden Seidentapeten bedeckt, und zeigen schwere, trotzige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

goldene Bilderrahmen mit prachtvollen Landschaften, Schlacht- und Seestücken. Die Lambrisen sind von feinen eingelegten Holzarten und laufen rings umher bis zu einem riesenhaften Marmorkamin, in dem aber kein Feuer brannte, und über welchem ein ungeheurer Spiegel sich bis hoch an den vergoldeten Fries erstreckt, der unter dem Plafond dahinläuft. Dieser Plafond ist reich gemalt und in seiner Mitte hängt ein schwerer Broncelüstre mit unzähligen aufgesteckten Wachskerzen; der parquetirte Fußboden ist spiegelblank und das Ameublement, wie wir schon vorhin bemerkten, wenn auch reich, doch sehr einfach: es besteht aus einem Dutzend Stühlen, welche an den Wänden umherstehen, und einem großen Tische in der Mitte des Gemachs. — Richtig, dort in den beiden Fenstervertiefungen, welche die dicken Mauern des Schlosses bilden, stehen noch zwei Fauteuils, und vor einem derselben ein kleines Tischchen mit Papier und Schreibzeug.

Wir sind im Schlosse des Regenten im Parterrestockwerke; die Fenster unseres Gemaches gehen auf einen umschlossenen Hof, und die Ruhe und Stille, welche dort, sowie in den hohen Corridors und auf den breiten Treppen herrscht, lagert beängstigend vor Thür und Fenster; sie läßt sich nur ungern stören und unterbrechen, und wenn man von fernher Tritte eines menschlichen Fußes vernimmt oder jemanden husten hört, so grollt die Stille darüber und äfft diese Töne mit lautem Echo nach.

In dem weiten Gemache befinden sich zwei junge Män-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ner, von denen der Eine, ein Ordonnanzoffizier aus dem Leibdragonerregiment des Regenten, mit festgehaltenem Säbel an den Fenstern auf und ab spaziert, während der Andere im goldgestickten Frack der Kammerherren dasselbe auf der Seite des Kamines thut. Beide sind vielleicht wenig über zwanzig Jahre alt, und wenn sich der Eine so gut wie der Andere entsetzlich zu langweilen scheint, so äußert sich das doch bei jedem auf verschiedene Art.

Der Kammerherr von Wenden, ein Mann von mittlerer Größe mit Anlage zur Beleibtheit, hatte blondes Haar, das er glatt an den Kopf gestrichen trug, und welches so zum sorgfältig glatt rasirten Kinn und Wange sehr gut paßte, ja, seinem Kopfe mit der spitzen Nase, dem feinen zusammengezogenen Munde und den lebhaften Augen etwas Schlaues, fast Lauerndes gab, welches aber durch ein wirklich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde, das sein Gesicht, mit außerordentlich feinem und weißem Teint, häufig erhellte. Er spazierte in dem Gemache auf und ab, den Hut unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken vereinigt. Dabei ging er aber vollkommen ruhig und gleichmäßig, ja mit fast behaglichen, tänzelnden Schritten, ohne alle Zeichen von Ungeduld, als habe er sich zur Aufgabe gemacht, das Zimmer in jeder Viertelstunde so und so oft zu durchschreiten.

Der Andere, Ordonnanzoffizier Herr von Fernow, war größer als sein Gefährte, dabei schlank, und wenn er ebenfalls auf und ab schritt, so that er dies mit allen mög-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Zeichen der Ungeduld. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, dessen Farbe fast zu dunkel gewesen, wenn nicht das schwarze glänzende Haar so vortrefflich dazu gepaßt hätte. Die Augen waren keck und lebhaft, und den Schnurrbart trug er wohl deshalb so außerordentlich stark empor gedreht, um seinen kleinen Mund zu zeigen, so wie die schneeweißen wohlgeformten Zähne.

Wie wir schon bemerkt, ging er ebenfalls, und zwar an der Seite der Fenster, auf und ab; doch war das kein gleichförmiges Dahinschreiten. Jetzt that er ein paar hastige Schritte, dann wandte er sein Gesicht, einen Augenblick stehen bleibend, nach dem Hofe zu, betrachtete hierauf seinen Gefährten, warf den Kopf heftig von einer auf die andere Seite, biß sich zuweilen auf die Lippen, und strich den Schnurrbart in die Höhe, zuweilen summte oder pfiff er auch leise die Melodie irgend eines beliebigen Liedes, aber immer nur ein paar Takte, die mit einem laut ausgestoßenen A-a-a-ah! schlossen, und an welche gewöhnlich die Bemerkung angehängt war: „So ein Sonntag Nachmittag hier in dem verwünschten Schlosse ist doch von einer bodenlosen Langeweile!“

Der Kammerherr lächelte dazu sanft in sich hinein und sagte vielleicht: „Ja, ja, ich habe auch schon Amusanteres erlebt.“

„Wenn ich nur dein Temperament hätte,“ fuhr Herr von Fernow nach einer Pause fort, wobei er so plötzlich stehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blieb, daß die Scheide seines Säbels mit den Schnallen seines Ledergehänges zusammenklirrte, „wahrhaftig ich wüßte nicht, was ich an solchen Diensttagen, wie der heutige, darum gäbe."

„Auch an andern könnte dir ein bischen mehr Ruhe nicht schaden," meinte Herr von Wenden; „du bist ein guter Kerl, aber das kocht und siedet und sprudelt immer, und um in meinem Küchengleichniß fortzufahren, läuft es zuweilen über, nicht gerade zur Annehmlichkeit deiner Umgebung."

„A=a=a=ah!" machte der Ordonnanzoffizier, und dabei dehnte er sich wie einer, der eben aus dem Schlafe erwacht.

„Du mußt dir angewöhnen," fuhr der Kammerherr fort, „über die Langeweile Herr zu werden, du bist nun einmal bei Hof, und wenn du hier auf diesem glatten Boden was werden willst, so darf man dir keine Langeweile anmerken, und wenn du einmal vier Wochen lang wie heute im Dienst wärest, eine Beschäftigung, die allerdings ihre langweiligen Seiten hat . . ."

„So lehre mich die Langeweile verjagen!" rief der Andere ungeduldig; „entweder verstehst du in der That diese Kunst, oder du bist ein ausgemachter Heuchler; denn schon seit fast einer Stunde läufst du jetzt auf und ab, auf dem Gesicht inneres Vergnügen, ja mit einem Wohlbehagen, das mich zur Verzweiflung bringen kann. — — Gibt es in der That etwas Langweiligeres, als der heutige Sonntag=

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachmittag? Liegt das Schloß nicht so still, wie ein ausgestorbenes Kloster? Dort in dem verfluchten Hofe läßt sich keine Menschenseele sehen, ja, ich versichere dich, die Katzen fürchten vor Langeweile zu krepiren, deshalb bleiben sie auf ihren Dächern und keine wagt sich herunter. — — Sage mir, womit verbringst du deine Zeit?"

„Ich denke über dies oder jenes nach," antwortete der Kammerherr; „und dabei verliere ich mich in Reflexionen und Kombinationen, daß mir die Zeit so ziemlich leidlich vergeht."

Der Adjutant hatte in seinem Spaziergange innegehalten und sich mit allen Zeichen der Ungeduld in einen der Fauteuils geworfen, und beschäftigte sich, indem er mit den Fingern auf den vor ihm liegenden Papieren trommelte.

„So theile mir denn um's Himmelswillen etwas von deinen Gedanken mit," rief er nach einer Weile; „wenn sie nämlich für mich genießbar sind. Wahrhaftig du bist beneidenswerth um das Talent, dich so allein unterhalten zu können."

„Und dabei profitire ich; denn in solchen Stunden fasse ich oftmals die besten Entschlüsse, und wenn ich gerade dergleichen nicht vorhabe, so unterhalte ich mich mit meinen Phantasien, baue Luftschlösser und berathschlage mit mir selbst, was, wenn dieser oder jener Fall eintreten würde, wohl am besten zu thun sei."

„Ja, das muß wahr sein," sagte der Andere mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem tiefen Seufzer. „Du bist ein umsichtiger Mensch, du wirst es weit bringen. Nun, eins mußt du mir versprechen: wenn du einmal Minister des Hauses bist, so laß mir irgend einen lumpigen Orden zukommen; denn wenn ich keinen Freund habe, der sich meiner speciell annimmt, so komme ich doch nicht zu einer Auszeichnung. Ich habe eben kein Glück."

Der Kammerherr lächelte still in sich hinein, streichelte sanft seine Nase und blies alsdann ein Stäubchen fort, das sich auf der Goldstickerei seines Aermelaufschlages angesetzt hatte. Darauf sagte er:

„Kein Glück haben, das ist so eine Redensart, die man hundertfältig und meistens mit großem Unrecht ausspricht."

„Nun, du willst doch nicht sagen, daß ich vom Glück begünstigt bin, ich, Fernow, dessen Vater vor wenigen Jahren noch allmächtiger Minister an diesem Hofe war?"

„Fernow," fuhr der Kammerherr kopfnickend fort, „ein Cavalier in der schönen Bedeutung des Wortes, jung — liebenswürdig — ohne dir Komplimente machen zu wollen," setzte er lächelnd mit einem Seitenblick hinzu; „denn du kannst auch unausstehlich sein. — Dabei ein tüchtiger Offizier —."

„Meinetwegen alles das!" rief der Andere ungeduldig dazwischen; „der jetzt schon eine halbe Ewigkeit dient und es kaum zum Ordonnanzoffizier gebracht hat, wäh-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rend jüngere Kameraden schon längst wirkliche Adjutanten sind. Hol' der Teufel ein solches Glück!"

„Wenn du nicht gleich immer oben hinaus wärst," entgegnete Herr von Wenden mit großer Ruhe, „so würde ich dir mit außerordentlichem Vergnügen meine Theorien von der Gestaltung des Glückes mittheilen, aber ich fürchte, dir ist das langweilig."

„Wenn das ist," sagte Herr von Fernow, „so wirkt es vielleicht homöopathisch, und wir schlagen die Langeweile mit der Langeweile."

„Ich danke für die gütige Bemerkung."

„Ohne Rancune; ich bitte dich, laß mich deine Ansichten hören."

Der Kammerherr war in der Nähe des Kamins stehen geblieben, hatte seinen Hut auf das Gesims desselben gelegt und sich mit dem Rücken daran gelehnt.

„Du sagtest vorhin," begann er: „„Ich habe kein Glück,"" „und, wie schon bemerkt, ist das eine Aeußerung, die man hundertfältig hört, die aber vollkommen unrichtig ist. So gut es allerdings bevorzugte Menschen gibt, denen das Glück so zu sagen im Schlafe kommt . . ."

„Ja, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen."

„Ganz richtig, die selbst, wenn sie stürzen, wie die Katze immer auf ihre Füße fallen und, ausgleitend, die Treppe hinaufrollen; ebenso gibt es auch solche, die das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schicksal beständig gegen den Strich zu kämmen scheint, die sich alles mühsam erringen müssen, denen nichts gelingt ohne große Mühe und Arbeit, kurz, die, wie du zu sagen beliebst, kein Glück haben."

„Ich kenne einen solchen," sagte Fernow finster, „und das wirst du mir zugeben. Kommt einmal eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, so bin ich verhindert, dabei zu sein. Ist irgendwo in einem Regiment ein gutes Avancement, so kannst du hundert gegen eins wetten, daß es nicht das meinige ist. Haben wir Besuch von fürstlichen Personen, so kann ich nicht dazu kommandirt werden, weil ich gerade Dienst beim Allergnädigsten habe. Eben so ist es mit Reisen an fremde Höfe; ich weiß wohl, man hat nichts gegen mich, aber das Schicksal will, daß ich immer übergangen werde. Andere bekommen Orden und sehen die Welt, ich bekomme gar nichts und darf mir dagegen die Wände des Stallhofes dort, und meistens dann betrachten, wenn irgendwo sonst draußen was Angenehmes los ist. Heute ist der Hof nach Eschenburg, und ich hatte mich darauf gefreut, ich versichere dir, ich hätte auf meinem Rappen gar nicht schlecht ausgesehen, — ach! und es hätte mich gerade jetzt glücklich gemacht, gut auszusehen!" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Was geschieht? Seine Hoheit, der Regent, findet es angemessen, daß ihn die verjährte Wunde schmerzt, und ich — muß, hol' mich der Teufel zu Hause bleiben."

„Und ich?" fragte lächelnd der Kammerherr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Allerdings, du auch. Aber dir macht es kein Vergnügen, mit irgend einer alten Hofdame im Wagen zu sitzen. O! ich sage dir," fuhr er ergrimmt fort, „wenn ich daran denke, daß ich jetzt durchs duftige Grün reiten könnte, vielleicht an ihrer Seite, denn auch für die junge Herzogin und ihre Damen sind Pferde hinausbestellt, so möchte ich gradezu des Teufels werden!"

Bei diesen Worten sprang er in die Höhe und eilte sporenklirrend und säbelrasselnd mit heftigen Schritten auf und ab, daß es in dem weiten Gemach auf allen Seiten widerhallte. Nachdem er so einigemale bei dem Kammerherrn, der ihm lächelnd zuschaute, vorbeigerast war, blieb er wieder plötzlich vor ihm stehen, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit einem bittern Lächeln:

„Und dann willst du mir noch verbieten, daß ich von mir als von jemandem spreche, der gar kein Glück hat?"

„Allerdings," entgegnete der Andere hartnäckig, „von dir und von jedem andern glaube ich das Gegentheil. Das Glück ist da; es umschwebt jeden Menschen..."

„Wo, wo?" rief Herr von Fernow mit komischem Zorne; „ich will Tag und Nacht mit beiden Händen um mich fassen, um es endlich einmal zu ergreifen."

„Das wäre vielleicht so ein Mittel," meinte lächelnd Herr von Wenden; „aber glaube mir, meine Theorie ist richtig; das Glück umschwebt, umtanzt, umgaukelt uns, den Einen freilich mehr, den Andern weniger, und wenn ich dir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von deiner Bemerkung, indem du von Leuten sprachst, die kein Glück haben, etwas zugeben will, so ist es das, daß leider die meisten Menschen so unglücklich sind, den rechten Augenblick zu verpassen, wo sie zulangen müßten."

„Nun, das kommt am Ende auf Eins heraus," sagte kopfschüttelnd der Ordonnanzoffizier, worauf er, nach einem Blicke in den Spiegel, einige Verschönerungsversuche bei sich anstellte, den Schnurrbart in die Höhe drehte und seiner ohnedies langen und schlanken Taille noch dadurch nachhalf, daß er Schärpe und Säbelkuppel, so viel als irgend möglich war, auf die Hüften hinabdrückte.

An dem Kammerherrn war unfehlbar ein Professor zu Grunde gegangen, denn er lehnte, um seine Theorie weiter auszuführen, so behaglich am Kamine, wie jener am Katheder, und blickte so aufmerksam in das fast leere Gemach hinein, als habe er ein Auditorium von vielleicht hundert Personen vor sich. Auch hob er seine Hände empor und legte den Zeigefinger der rechten bedeutsam an den Daumen der linken, um die Beweisgründe für seine Theorie vermittelst der fünf Finger numeriren zu können.

„Also, wir waren beim Zugreifen," sagte er.

„Nur nicht blöde! Das ist allerdings bei Hofe eine wichtige Regel."

„Die Zeit, wo uns Fortuna lächelt, und sie lächelt jedem Menschen, würde ich mir also erlauben, den Augenblick des Glückes zu nennen; denn leider verweilt es ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wöhnlich nicht lange bei uns, es huscht rechts, links, oben, unten bei uns vorbei. Deshalb im richtigen Moment zugreifen!"

„Ja, zugreifen!" wiederholte lachend der Ordonnanzoffizier, indem er mit der Rechten in der Luft eine Bewegung machte, als wollte er eine Fliege fangen. „Fang' einer die unsichtbare Göttin!"

„Allerdings will es das Mißgeschick," fuhr der docirende Kammerherr ruhig fort, „daß man, um in meinem Vortrage zu Punkt zwei zu kommen, daneben tappt;" — bei diesen Worten hatten sich beide Zeigefinger seiner Hände vereinigt — „und es ist wahrhaftig oft gerade, als ob es Menschen gäbe, die ein Talent dazu hätten, dem Glück auf die geschickteste Art auszuweichen. Es erscheint dir links..."

„Und ich wende mich rechts," sagte Herr von Fernow.

„Richtig. Es erscheint dir rechts..."

„Und ich greife nach links, o, wir kennen das!"

„Vollkommen richtig. — Es stellt sich dir gerade in den Weg, und, weiß der liebe Himmel, in demselben Augenblick fällt es dir ein, dich umzudrehen, zurückzutreten, und so dem Glücke, das mit ausgebreiteten Armen auf deinem Pfade steht, den Rücken zuzuwenden. Ja, es legt sich dir vor die Füße; aber, anstatt es aufzuheben, wähnst du vor dir einen tiefen Graben zu sehen und schreitest mit einem ungeheuren Schritte darüber hinweg."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Das ist leider Gottes nicht ganz unrichtig!“ rief der Andere; „doch ist deine Theorie offenbar darauf eingerichtet, die Leute verrückt zu machen. Geh' mir mit deinem Philosophiren; es ist mir ein viel behaglicheres Gefühl zu wissen: Ich habe einmal kein Glück, als zu glauben, es gaukle um mich her, unsichtbar, unerreichbar, wobei ich mir jeden Augenblick den Vorwurf machen muß: Hättest du statt rechts — links gegriffen, hättest du dies gethan oder jenes unterlassen, so würdest du jetzt das Glück in deiner Hand haben. Ah! Das ist ein unerträglicher Gedanke und könnte einen Menschen wirbelig machen.“

Der Kammerherr war eben im Begriff mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Mittelfinger der Linken überzugehen, als sich eine der Flügelthüren geräuschlos, fast gespensterhaft, von selbst zu öffnen schien, so daß sich erst, als beide Flügel weit offen standen, der dienstthuende Kammerdiener zeigte, ein großer, gutgewachsener Mann, auf dem Gesicht ein ewiges Lächeln, mit sanft gespitztem Munde, und Augen, die, so lange er sich im Dienste befand, in Glück und Freude zu schwimmen schienen. Er blickte nach der Uhr, welche über der Thür angebracht war, und sagte unter einem sanften Lächeln:

„Seine Hoheit, der Regent, machen so eben einen kleinen Gang in den Park, werden auch vor der Tafel nicht zurückkehren, was ich mir hiermit erlaube anzuzeigen, und die ganz gehorsame Bemerkung hinzuzufügen, daß es vielleicht für die Herrschaften

angenehmer wäre, jetzt schon in den Speisesaal zu treten, als hier im Hinterzimmer vergeblich zu warten."

Indem er das sagte, machte er eine demüthige, lang andauernde, tiefe Verbeugung, wobei er sich schüchtern die Hände rieb, damit eine scheinbare Verlegenheit affectirend.

„Das ist ein guter Rath, Herr Kindermann," sprach der Ordonnanzoffizier, indem er seinen Federhut ergriff; „vom Speisesaal hat man doch eine Aussicht auf den Schloßplatz, man sieht Sonne und Menschen, grüne Bäume und die fernen Berge, an denen Eschenburg liegt."

Das letztere sagte er leise und mit einem gelinden Seufzer.

„Es ist doch fabelhaft" lachte der Kammerherr, „wie dich ein einigermaßen ernstes Gespräch ennuyirt! Und ich versichere dir, du hättest etwas aus meinem Vortrage lernen können."

„Das will ich auch noch thun, gewiß und wahrhaftig," sagte der Ordannanzoffizier; „aber jetzt komm' aus diesem stillen, trübseligen Zimmer in den Speisesaal, da werde ich viel empfänglicher sein für die tiefen Gedanken, die du mir so großmüthig preisgibst."

Lächelnd, aber doch achselzuckend nahm der Kammerherr seinen Hut von dem Kamingesims, und der Kammerdiener Kindermann, der zuerst verstohlen eine Prise genommen und sich dann, wie selbst erschrocken über dies große Vergehen, eilfertig die Nase gewischt, ging mit sehr erhobenem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kopfe auf die Ausgangsthür zu, öffnete dieselbe weit und machte eine tiefe Verbeugung, als die Herren in das Vestibule hinaustraten.

Hier saß auf einem Banquet in der Ecke ein einsamer Lakai, der, niedergedrückt von Stille und Langeweile, sanft entschlummert war, jetzt aber, beim Hören der herannahenden Schritte, so eilfertig aufsprang und ein so grinsendes Gesicht machte, als habe er sich auf's Lebhafteste mit den interessantesten Dingen der Welt unterhalten, und als sei es ihm gar nicht eingefallen, das Auge zum Schlaf zu schließen. Als ihn aber die beiden Herren hinter sich gelassen hatten, gähnte er stark, dehnte und reckte sich, und brummte mißmuthig in sich hinein:

„Nicht einen Augenblick Ruhe hat man in dem Schloß!"

Darauf sank er wieder auf das Banquet zurück und setzte unter tiefen, schnarchenden Tönen seine Betrachtungen von vorhin fort.

Am Ende des Vestibules trafen die beiden Herren auf einen einzelnen Cavallerieposten, der ebenfalls schläfrig auf- und abspazierte und nicht einmal mit der gewöhnlichen Energie seinen Säbel anzog.

Es lag aber auch eine wahrhaft drückende Ruhe auf dem Schlosse; die Stille und die Langeweile tönten ordentlich. In den weiten Gängen und auf den breiten Treppen entdeckte man selten ein lebendes Wesen, und wo sich in weiter Entfernung vielleicht ein Diener, eine Katze, oder vor den Fenstern ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vogel blicken ließ, da ruhte der erstere jedenfalls mit aufgestütztem Kopf an der Fensterbank, die Katze lag schlafend in einem kleinen Fleckchen Sonnenschein, und der sonst so muntere Vogel saß draußen auf dem zackigen Gesims still, fast unbeweglich, mit gesenktem Kopfe, als finde selbst er es hier unerträglich langweilig. Die einzige Spur von Leben ließ hie und da die Katze bemerken, denn zuweilen öffnete sie träge ihr blinzelndes Auge und schmachtete, vielleicht mit unterschiedlichen Gedanken an eine fette Beute, nach dem Vogel hin. Wenn aber auch beide nicht durch die Glasscheibe getrennt gewesen wären, hätte die Katze wahrscheinlich doch nicht ihre Siesta unterbrochen, um einen Sprung nach der sicheren Beute zu thun. Sie dehnte sich schnurrend und schien dann wieder in festen Schlaf zu fallen.

Wenn auch die Teppichstreifen in den Corridors den Klang der Schritte der Beiden dämpften, so tönten doch der klirrende Säbel des Einen und das gelinde Husten des Andern so laut und nachhaltig, daß es in der That erschreckend war. Aus diesem Corridor traten sie in weite Säle, wo von den Wänden aus schweren Goldrahmen nachgedunkelte, fast schwarze Landschaften herabblickten, wo in den Ecken uralte, ernsthafte Vasen standen, und wo es ebenfalls so still und feierlich war, daß das Lächeln einer marmornen Venus in dieser Umgebung völlig unnatürlich erschien.

Endlich erreichten die Beiden Gänge und Zimmer auf der westlichen Seite des Schlosses gelegen, wo es schon ungleich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freundlicher und behaglicher aussah; hier drang zu den großen Fenstern die Nachmittagssonne herein, vergoldete und belebte Alles und munterte selbst den schweren Staub in den Zimmern zur Lustigkeit auf; denn, wo ein dünner Sonnenstrahl schief zu einer Oeffnung hereinfiel, da tanzten Millionen von Staubatomen vergnügt durch einander. Hier hingen auch in einer langen Gallerie die Ahnen des Herrscherhauses, und die glänzenden Streiflichter machten sich ein Vergnügen daraus, die alten, ernsten Herren auf eigenthümliche Art zu karrikiren. Dort brannte ein heller Fleck auf den dunkeln Wangen des Kriegsmanns, hier war ein Gesicht zur Hälfte scharf beleuchtet und schien dadurch auf einer Seite zu lächeln. Dort sah man nur einen glänzenden Kopf, wie in dunklem Beiwerk schwebend, und in einer Ecke gegenüber bemerkte man einen hellen, funkelnden Harnisch. Das Haupt aber lag so im Schatten, daß der alte, ehrwürdige Fürst völlig kopflos erschien.

Die beiden dienstthuenden Herren näherten sich jetzt der Thür des Speisesaals, welche sich, trotz ihrer geräuschlosen Schritte, und wie von selbst ihnen öffnete. Doch muß der geneigte Leser nicht an Zauberei glauben; wie anderswo überall, befinden sich auch hier in den Thüren Schlüssellöcher, welche von den betreffenden Lakaien aufs Emsigste benutzt werden, um die Annäherung irgend einer wichtigen Person zu erspähen. Es ist das namentlich in bedeutsamen Augenblicken wie ein gut eingerichteter Telegraphendienst; an beiden Seiten des betreffenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Saales wird mit Thürspalt und Schlüsselloch gearbeitet; ein leiser, bezeichnender Husten, oder irgend eine Handbewegung unterrichtet die im Saale Befindlichen von der Ankunft dieser und jener Person, und wenn diese nun selbst durch die weitgeöffnete Thür eintritt, so stehen ein gut geschulter Kammerdiener und brauchbare Lakaien scheinbar unbefangen, und wie von den Ankommenden völlig überrascht, in den verschiedenen Ecken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf